

## Unter der Asche.

Roman von T. Haidichm.

Immer wieder hatte der Sachwalter Adrianas auf Lauras Anfragen geantwortet, er habe nicht das leiseste Lebenszeichen von seiner Klientin. Aliz und ihr Vater glaubten diesen Versicherungen nicht mehr. Der Mann handelte in Adrianas Auftrage so, davon waren sie überzeugt, nur begriffen sie nicht, was diese hinterste, eine Scheidung anzunehmen, die ja thatsächlich schon bestand und welche ihr die volle Freiheit wiedergeben würde. Schente Adriana den Elat? War es Rache gegen Taura? Adrianas Verfahren empörte Aliz von Tag zu Tag mehr.

Die Tanten schrieben ihr bogenlange Briefe, die sie heimlich empfang und heimlich beantworten mußte. Die beiden alten Damen waren „außer sich“ über die räthselhaften Zustände auf Schloß Einöb, über den beleidigenden Mangel an Vertrauen, den Vetter Hans Heinrich ihnen bewies. Was hatten sie gethan, in eine Lage veretzt zu werden, welche sie zwang, den Verkehr mit ihren Freundinnen gänzlich zu meiden, um nur nicht erstickt zu werden unter neugierigen Fragen, beleidigenden Sticheleien, bohrenden Blicken und diesen tausend on dits, welche man sich in ihrer Gegenwart erzählte? Und dazu, schrieben sie jetzt, würde die Sache immer verwickelter. Die Gräfin Winstein sei wieder zuhause, d. h. sie wohne wieder in der Etage unter derjenigen, welche die Tanten inne hatten. Sie bereite alles zu einer Rückkehr nach Paris vor; die Winsteins hätten ganz unerwartet eine große Erbschaft gethan, und der Graf sei in Böhmen, um dieselbe zu erheben.

„Und diese Neuigkeit tragen wir zu allen unseren Freundinnen, denn — ach, Aliz, wir mögen es dir kaum sagen, es ging das Flüstern umher, Graf Winstein habe Adriana entführt und die Geschichte von der Heilanstalt sei ein Märchen. Wir athmen auf! Das Aussehen der Gräfin ist nicht das einer verrathenen Frau; sie spricht voll Freuden über die Erbschaft, über ihren Mann, und gestern begegnete Graf Custell uns, der uns sehr schroff in letzter Zeit behandelt hat, und erzählte uns mit ziemlich erkennbarer Absichtlichkeit lachend, es sei große Freude in der Stadt, Graf Winstein werde jetzt alle seine Schulden bezahlen, er sei in Spaa gewesen und habe an einen seiner Bekannten von Böhmen aus geschrieben. Was sollte uns das? Er ist uns nichts schuldig! Wir interessieren uns für Winstein nicht.“

Welche Mühe kostete es Aliz, die Damen hinzuhalten mit guten Worten; sie geradegu zu belügen mit Berichten von Adrianas noch immer nicht erfolgter Genesung.

Ah, hätte sie doch gleich die Wahrheit gesagt! Und dann kam wieder dies unglückselige Denken und Grübeln und eine an Verzweiflung grenzende zornige Ungebuld, von Adriana Nachricht zu erhalten.

So hatte Aliz nach dem flüchtigen Mittagessen eine Weile grübelnd auf ihre Chaiselongue gelegen. Aber bald konnte sie es nicht mehr aushalten, so unthätig zu sein, eine wehrlose Beute für qualvolle Erinnerungen. Sie sprang empor und ging, sich in ein Tuch hüllend, in den Garten, auf welchem noch das volle Sonnenlicht ruhte.

Alle Blätter, soweit sie nicht schon dem Novembersturm zum Raube geworden und weß zu ihren Füßen lagen, waren in die letzten grellen Farben des Herbstes getaucht. Ueberall streckten schon Bäume ihre kahlen Zweige zum Himmel, noch ein Tag des Sturmes oder zwei, so war die bunte Pracht dahin, nur der Wald drüben, jenseits des Flusses, mochte sie noch eine Weile bewahren. In den Beeten standen die Blumen weß und erfroren, ach wie sah Adrianas Schöpfung jetzt so wüß und verwildert aus. Weder Vater noch Tochter hatten sich darum gekümmert. An den Fenstern des Oberstockes hingen die Rouleaux Tag für Tag herab, über die Möbel drinnen und über alle die tausend hübschen Kleinigkeiten, womit Adriana sich zu umgeben geliebt hatte, waren die Ueberzüge und Leinwandtücher gebreitet, kein Fuß betrat jene Räume, seit sie fort war.

Wäre sie todt, so hätte es nicht schlimmer sein können. Ob sie selbst sich denn niemals heim sehnte, ob sie nicht bereute?

Was? Was sollte sie bereuen? Sie hatte von Anfang an die Heimath ihres Gatten nicht geliebt, um so leichter wurde es ihr wohl jetzt, sie zu vergessen.

In dieser Unruhe und in wieder auflebendem heißen Sehnen nach Frieden und Klarheit gingen Aliz die Stunden hin. Sie mochte nirgends lange weilen; aus dem Garten war sie in das Haus zurückgekehrt, von da wieder in den Garten, dessen Aussehen ihr zu sagen schien, daß die Zeit des Trauerns für alles gekommen sei. Als es schon begann zu dämmern, und sie eben den Bericht der Haushälterin empfang über die Scenen neben dem Brunnenstachel — ein Bericht, der sie wie alle anderen lebhaft erregte — wurde sie unterbrochen durch das Nähen sporenflirrender rascher Schritte.

„Ah, was ich sagen wollte, der Herr Rittmeister ist auch wieder da,“ flüsterte die Haushälterin noch rasch.

Und da stand er schon vor ihr, begrüßte sie, bot ihr die Hand, und wie warmer Sonnenschein fluthete es von seinen Blicken in ihr Herz.

Sie hatte ihn so lange erwartet, heimlich ersehnt, und nun war er da, und aus jedem Zuge seines Gesichts grüßte sie seine Freude. Aber sie nahm sich zusammen, sie durfte ihm unmöglich die jauchzende Freude ihres Herzens verrathen. So geriet ihre Begrüßung, wider ihren Willen, allzu ruhig und gemessen.

Sie gingen, ohne auf die verständnißvollen Blicke der Haushälterin zu achten, fort in den Garten zurück. Nur flüchtig erwähnte er, daß er ihren Vater drüben auf dem Bauplatz gesehen, und was sich dort ereignet habe.

Ihre Zurückhaltung machte ihn unsicher.

Er war mit so warmem Glück im Herzen gekommen, um diese Gelegenheit eines Alleinseins mit ihr zu benutzen, nicht zum Austausch der Liebesgefühle, die ihn zu ihr zogen und von deren Gegenseitigkeit er sich mit vollem Vertrauen heimlich überzeugt hielt, sondern um sie zu fragen, ob er wie ein treuester Freund neben ihr und ihrem Vater stehen dürfe. Es hatte ihn vorhin schon befremdet, daß Gerner im engsten Vertrauen des Barons zu stehen schien; eine Art Eifersucht auf diesen, der in der Freundschaft der Lauras so viel jünger war, hatte sich in ihm geregt, aber dann bedachte er, daß er selbst so lange fern gewesen war, daß er nicht einmal geschrieben hatte! Und daß er dies unterlassen hatte, um Aliz Zeit zu geben, ganz und gar mit ihren einflüsternden Gefühlen für Leo fertig zu werden, das würde Aliz, die ihn so gut kannte, sich sicher selbst sagen.

Er zog ihren Arm in den seinigen, als sei das sein gutes Recht, und so empfand er es auch. Sie war ja seiner so gewiß, meinte er. Und da er in dieser Ueberzeugung von seiner Liebe nicht reden wollte, fragte er sie ernst und dringend:

„Es ist Schweres über meine theuren Freunde gekommen und es gehen sonderbare Gerüchte um, liebe Aliz. Können und wollen Sie in mir den treuen und verlässlichen Freund sehen, der Ihnen das Leid tragen hilft, wenn es unabweidbar sein sollte, und der für Ihren Vater handelt, wenn noch etwas gut zu machen ist? Ich darf Vertrauen fordern, und Sie bedürfen eines Freundes, Aliz; wer hätte ein näheres Recht daran, neben Ihnen zu stehen?“

Eine unbefreilich peinliche Empfindung beschlich ihr Herz. Wie sonderbar sprach er von seiner Freundschaft? Warum betonte er, daß er ihr und ihres Vaters „Freund“ sei. Wollte er damit ihr andeuten, daß er eben nur noch auf Freundschaft Anspruch mache? Hielt er das wohl gar für nöthig? Wollte er sie bewahren vor einer Täuschung? Hatte er eine andere gefunden, die ihm mehr geworden, als sie jemals gewesen war?

Sie hatte unwillkürlich ihre Hand aus der seinigen gezogen, jetzt beherrschte sie momentan nur ein einziger Gedanke: „Laß



ihn nichts merken!" Und wie auch ihr Herz stockte, wie auch ihre Rippen weiß wurden, sie wachte über jeden ihrer Züge mit einer Art Zauberkrast, denn inmitten eines sie plötzlich überfallenden Gefühls äußersten Glends blieb sie ruhig und nestelte an ihrem Tuche, als wolle sie es wärmer um ihre Schultern wehen.

Er sah sie befremdet an. Was war ihr? Was hatte sie? Das Wort, das er noch hatte sprechen wollen von seinen Herzenshoffnungen, mit denen er jetzt in dieser Zeit des tiefsten Leides seiner Freunde nicht hervortreten möge, dies Wort blieb ihm auf den Lippen schweben, denn unrlöglich dünkte ihm, als trage ihr eben noch so liebes, freudestrahlendes Gesicht auf einmal den Ausdruck herber, zurückweisender Kälte. Er wußte ja nicht, wie mißtrauisch ein Unglück macht, welches man nicht eingestehen mag.

"Gabe ich Sie verlegt? Erscheint Ihnen meine Theilnahme insdinstret?" fragte er bestürzt.

"Nein, nein, ich habe Ihnen nur dafür zu danken und auch der Vater wird fühlen wie ich," sagte sie mühsam, und in dem Ringen nach Ruhe ging sie wieder zu weit und legte statt dessen dieselbe abwehrende Kühle in den Ton, die ihn eben schon so peinlich berührt hatte.

Aber sie bedauerte dies nicht, im Gegentheil war es ihr eine Freude, daß sie seine Betroffenheit sah.

„Ach, das hatte er doch also nicht erwartet? Er hatte befürchtet, ihrer Liebe zu begegnen, und nun fand er statt deren genau die kalte und kühle Freundschaft, welche er ihr bot.“

Ihn dagegen empörte ihr Ton. Was fiel ihr ein? Was hieß dies? War er ein eiler Narr gewesen, als er sich einbildete, ihrer Liebe jetzt sicher zu sein, oder war sie, die er so zärtlich und sehnüchtig geliebt, nichts weiter als eine ganz gewöhnliche Kofette? Hatte sie auf ihren Reisen einen andern kennen gelernt, den sie liebte, und wollte sie ihm zeigen, daß ein wärmerer Ton seinerseits ihr unbequem sei?

Der Gedanke warf ihn ganz aus dem Geleise. Aber er ermaunte sich, er durfte sich nicht von einem unbegreiflichen und ersten peinlichen Eindruck so völlig beherrschen lassen. Sie war vielleicht tief verstimmt oder unsicher, wie weit sie ihm die geforderte Klarheit geben dürfe. So lenkte er auf ein ihn persönlich berührendes Gebiet.

"Sie haben mir noch gar nicht zu meiner Lebensrettung gratulirt, Baronesse!" suchte er in leichtem Tone die Unterhaltung fortzuführen — „ich habe wie ein kleiner Junge das Scharlachfieber bekommen; es hat mich arg gepackt, mein Arzt behauptet sogar, ich habe sehr lange am Rande des Grabes geschwebt. Dann lag ich eine endlose Zeit in der Refonvalescenz und hatte dabei die Tantalusqual auszustehen, daß Sie vor meinem Fenster tagelang sich an dem Zauber des Bierwaldstädter Sees erfreuten, ohne mit einem halben Blick nur nach mir heraufzusehen!"

Ihre kalte Miene war, als er von seiner Krankheit sprach, einer ernststen Theilnahme gewichen; er bemerkte es mit Freude, dann aber, sobald er vom Bierwaldstädter See sprach, horchte sie hoch auf, wurde roth und blaß und rief bewegt: „Sie? Sie waren da? In Luzern? Oder —?“ Aber dies Interesse konnte ihn nicht freuen, es hatte, das war ihm unverkennbar, einen durchaus unpersönlichen Beweggrund. Er sagte unsicher:

„Ich lag im Hotel Azenstein, keine Seele von den Gästen durfte ahnen, daß das Haus einen Scharlachkranken barg, sie wären sämmtlich davongelaufen!"

„Auf dem Azenstein? Sie? Sie waren da?“ wiederholte sie sonderbar aufgeregt.

Das erfreute ihn, und er erwiderte dankbar und mit einem wärmeren Klang, als es der Scharlachkrast rechtfertigte: „Nun sehe ich doch, daß noch ein Fünkchen Theilnahme für Ihren Freund in Ihnen lebt. Ach, wenn Sie wüßten, wie ich mich sehnte, dort neben Ihnen stehen zu dürfen.“

Und Ali! Der Rittmeister hatte kaum diesen Ton angestimmt, so sah er, wie ihre Augen einen beinahe feindselig kalten Ausdruck annahmen, und wie jeder Zug in ihrem Gesicht sich dementsprechend veränderte. Was brauchte er immer und immer wieder den Freund zu betonen? Dennoch beherrschte die Neugier sie so weit, daß sie, ohne direkt zu antworten, sagte:

„Wenn wir das gewußt hätten! Wie lange blieben Sie dort?"

Er mißverstand den Sinn ihrer Frage. Sie wurde ihm immer räthselhafter. Ihre Art, ihn zu behandeln, ärgerte ihn tief. Aber immer noch wollte er sie fühlen lassen, daß er diese kleinen Launen — denn das mußte es sein, er hatte Ali nie so gesehen — nicht von der bösen Seite nehme.

„Ach, ich blieb noch lange, nachdem Sie und Ihr Vater fort waren. Dann zwei Tage später sah ich auch die Baronin nicht mehr, überhaupt keine Bekannte von hier, nur war zweimal auch Graf Winstein oben, ich hatte den ganzen lieben langen Tag ja nichts zu thun, als am Fenster zu sitzen und durch dunkle Brillen in die Glückseligkeit der Gesunden zu schauen.“

Sie war sehr blaß geworden.

Er hatte Winstein gesehen! Er wußte am Ende — Aber durfte sie ihm das sagen, was ihres armen Vater Geheimniß war?

So glitt sie über die ganze Sache weg, wurde sehr einsilbig und machte es ihm unmöglich, zu bleiben. Er verließ sie mit zornverfülltem Herzen. (Fortf. folgt.)

### Der Schooßhund meiner Großmama.\*

„Aber so suche nur, mein Kind, du wirst schon finden.“ Gewiß; das ist natürlich und einfach! Es ist ja selbstverständlich, daß man in Wien einen Hund finden muß, von dem man weiß, daß er Diana heiße und einem alten Herrn gehöre; aber wenn es nicht meine Großmama gewesen wäre, die ein derartiges Aufinnen an mich richtete — wahrhaftig, ich wäre ganz böse geworden. Als ob das Suchen eines Hundes, und wenn er zehnmal Diana heißt, und wenn er hundertmal einem alten Herrn gehört, eine Arbeit wäre, würdig des Schweißes eines edlen jungen Gymnasiallehrers, der noch dazu sich rühmen darf, Verfasser einiger Perlen deutscher Dichtung zu sein. Mein Stolz sträubte sich, ich erhob die schmerzlichen Timmenbindungen: „ich bitte dich, liebste Großmama, ich bitte dich!“ — ach, es fruchtete nichts. Meine Großmama schüttelte den Kopf, nannte mich im wehmüthigsten Tone von der Welt einen ungefälligen jungen Menschen und bemerkte, daß ich nie in meinem Leben Mitglied eines Thiergeschutzvereins werden könnte, wofür ich es übers Herz brächte, Karo hinweisen zu sehen. „Aber ich bitte dich, liebste Großmama, ich bitte dich! . . .“ Dann stand ich auf der Straße, und mich ergriß ein banges Gefühl des Zweifels, ob ich denn oder nur unglücklich sei. Diese wichtige Frage wurde nie entschieden, aber ich erinnere mich eines tiefen Seufzers, den ich damals ausgestoßen, und daß ich damals zu mir selbst gesagt habe: Siehst du, geschätzter Karl, sogar deine Großmama ist ein Weib.

War es aber nicht im höchsten Maße ärgerlich!? Großmama bejaß einen Hund, der das schönste und geistreichste Thier von der Welt war; das wurde sogar von Großmama behauptet. Großmama liebte diesen Hund so außerordentlich, daß sie lachen konnte, als ich sie einmal anlässlich eines vandaltischen Vorgehens Karo's meinen kostbaren Papieren gegenüber in düsterstem Tone erüchte, zwischen Karo und mir zu wählen, denn einer von uns beiden müßte das Haus verlassen. Großmama lachte sogar, als ich sie umarmte und mich bitterlich beklagte, daß ich eine Waise sei, die auf der weiten Welt nichts habe, als eine einzige Großmama, und nun lasse auch diese einzige Großmama meine Schriften von Karo zerreißen. Ich bitte meine Großmama um Entschuldigung, aber ich haßte diesen Hund, diesen schönsten, geistreichsten Hund! Welch ein geheimer Hund, der mir einen der herrlichsten Essay's über den Witzgefang zerbröckelt! Drei Wochen hatte ich daran gearbeitet. Und Großmama lachte! Jamohl, Großmama ist ein Weib.

Natürlich ist Großmama eitel, und ich selbst nahm keinen Anstand, ihr dies zu erklären, als sie mich aufgefordert hatte, mich zum Comite der Hundausstellung zu begeben, um Karo daselbst anzumelden. Ihr Schooßhund sollte einen Preis bekommen; nach derartigen Dingen stand der Sinn meiner Großmama! Und dabei muß es mir gestattet sein, zu bemerken, daß Großmama auf geradezu unerhörte Weise schmeichelte, wenn sie Karo einen Schooßhund nannte. Karo war kaum neun Monate alt, aber seine damalige Größe erreichte die berechtigteste Hoffnung, er werde einmal als Kettenhund Carriere machen. Ich werde es meiner Großmama nie vergeben, daß sie mich „du Aff!“ nannte, als ich sie fragte, ob ich den Schooßhund etwa als englische Dogge anmelden solle, und daß sie dieses entlegliche Schimpfwort sogar zur Wiederholung brachte, als ich sie in ganz ruhiger Weise belehrt hatte, daß sie nicht das geringste Recht besäße, mich „du

\* Aus der soeben bei Richard Cöfstein Nachf. (Hammer & Rungel) in Berlin erschienenen Sammlung „Geschichten von der Straße“ von Gustav Morgenstern. (1 W.) Wir benutzen diesen Anlaß, auf das an reichlicher Unterhaltung reiche Büchlein die Aufmerksamkeit unserer Leser besonders hinzulenken.



giff" zu heißen, da ich weder ihr Bräutigam noch ihr sonstiger Liebster sei. Da sich aber Großmama anschickte, einen neuen Angriff auf die Sicherheit meiner Ehre zu machen, wozu ich nicht sofort schaute, mich zum Comite zu packen, suchte ich mit der Achsel herablassend und verächtlich und suchte schleunigst das Weite. Solch eine Großmama habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen.

Herzbrechend war der Anblick, als Großmama von Karo, für dessen Fortkommen ich gesorgt hatte, Abschied nahm. Die Tränen flossen reichlich, aber ich bestritt auf das entschiedenste, daß auch Karo gemeint habe. Einen derartigen Schmerzensausbruch Karo's gebe ich schon aus dem Grunde nicht zu, weil Großmama mir lebhaftes Vorwürfe machte, daß ich kalt geblieben sei, als sie mit Karo von dannen fuhr. Ich kann nichts dafür, aber ich bin einmal ein Mensch, der sich zur Nahrung nicht zwingen läßt; und gar wegen Karo's, dieses Hochverrätters an der deutschen Literatur, dieses Mißbräutes meiner Essay's. Es kam mir gleichgültig sein, ob ich darum in einen Tierichschubverein Einlaß erhalte oder nicht. Großmama erzählte mir am Abend, wie traurig es sie gestimmt habe, als man Karo gleich einem Verbrecher aus dem dunklen Mittelalter in einem offenen Käfig angekerkert habe, und daß sie ihren Liebling sofort mit sich genommen haben würde, wäre sie nicht von der Hoffnung bewegt gewesen, Karo's Hals dereinst mit der großen goldenen Medaille geschmückt zu sehen. Ich drehte mir eine Cigarette und unterdrückte mühevoll ein höhnisches Lächeln. Großmama versicherte mir, daß das Bedauern, die Ausstellung noch nicht besucht zu haben, ganz auf meiner Seite sich befinde — ich hätte jetzt Gelegenheit gehabt, mich zu überzeugen, daß Karo der schönste Hund der ganzen Ausstellung sei. Ich nickte ruhig mit dem Kopfe, aber Großmama beachtete sich so lange damit, mich einen merkwürdigen und heute besonders unausstehlichen, ja sogar sonderbaren Menschen zu nennen, daß ich endlich feierlich erklärte: „Großmama, Karo ist der schönste Hund unter dem Monde, und es ist die eiserne Pflicht aller anderen Hunde des Universums, sich vor Karo zu verstecken. Wollen wir's hoffen.“

Am nächsten Tage wollte Großmama schon um sechs Uhr morgens in die Ausstellung. Selbstverständlich erlaubte ich dies nicht und hat Großmama, freudlich in Erwägung zu ziehen, daß das Ausstellungsgebäude erst um 9 Uhr geöffnet werde. Ach, sie ging schon um halb acht fort, und es war geradezu eine Schmach, wie kalt mein Kaffee heute war. Es konnte nicht anders sein: Der Kaffee war schon gestern fertig gewesen. Zwei Wochen hindurch — so lange währte die Campagne der Ausstellung — erhielt ich überhaupt kein ordentliches Frühstück, denn die Magd mußte Großmama begleiten; zwei Wochen hindurch bekam ich weder ein Mittagmahl noch ein Abendbrot zu Gesicht, sondern durchaus nur gekochte und gebratene Beleidigungen meines Gaumens. Und dabei stieß unser Gespräch in endlosen Varianten über Karo's Schönheit und Geistesart dahin. Er sei noch schöner und geistreicher geworden, der verübliche Feind des Minnegeleges! Das müßte ich mir aneignen. Aber ich sah es mir dennoch nicht an, denn ein Kollege erzählte mir zu meiner Beschämung, daß Großmama in der Ausstellung Bewunderer für Karo förmlich anwerbe. Wenn auch nur einige Leute in die Nähe Karo's kämen, stelle sich Großmama, als wäre Karo eine wildfremde Person, und spreche zur Magd: „Da schau', Ketti, was für ein schöner Hund!" Und nun gar, wenn die Preisrichter vorbeischnitten: wie pathetisch-unschuldig rufe dann Großmama: „Siehst du, Ketti, das da ist der schönste Hund! Ja, das ist ein schöner Hund! Ich bin neugierig, wem der Hund gehört! Siehst du, der bekommt sicher einen goldenen Preis! Diesen Hund, ja den möchte ich gerne haben!" Nun denke man sich! Dabei lächelten die Preisrichter, von denen Großmama natürlich durchschaut wurde. Es war ein Skandal! (Fortf. folgt.)

## Bunte Zeitung.

\* Aus der schweren Kriegszeit von 1866, an die uns die Tage des Juni wieder erinnern, erzählt ein ehemaliger „Struppener" im „Birn. Anzeiger" folgende heitere Episode: „Ich war damals ein Knabe von ungefähr 12 Jahren und wurde, da ich keine Eltern mehr hatte, mein Vater aber Soldat gewesen war, auf der Soldaten-Knaben-Erziehungsanstalt in Kleinstrippen erzogen. Wir hatten wöchentlich zweimal Exercieren, und zwar Mittwoch und Sonnabends. Unser „Hochkommandirender" war der Anstaltsdirektor J. Hatte unser Exerciermeister gute Laune, so meinte er: „Jungen, heute Feldmarsch und Felddienst!" Das war uns das Liebste. Das Frühstücksbrot wurde als Bourgeois eingepackt, die Hosen in die Stiefelschäfte gestopft, die Uniform angezogen (hellblaue Waffenröcke mit blanken Knöpfen, weiße Kragen und hellblaue Hüben) und zur Waffe gegriffen. Doch, was hatten wir denn für eine Waffe? Ein einfaches hölzernes Gewehr mit einem schwarz angestrichenen Lauf und Abzugsbügel. So ausgerüstet, ging der Feldmarsch los und der Weg führte uns diesmal nach der kleinen Wafel bei Oberbögeln. Da plötzlich bemerkten wir auf einer links von uns vielleicht 2000 m entfernten liegenden Anhöhe eine preussische

Ulmen-Patrouille. Unser aller Gedanke war auch der des uns kommandirenden Inspektors J. „Jungen, der Feind! — Schwärmen — in die Straßengraben — feuern!" Im Nu waren wir in Zügen auseinander, lagen in den Straßengraben und schossen mit einer wahren Todesberachtung aus unseren hölzernen Flinten nach der preussischen Ulmen-Patrouille. Die Patrouille aber hatte uns bemerkt und auch das Ausschwärmen beobachtet — im nächsten Augenblicke war sie hinter der Anhöhe verschwunden. Unser Kommandant aber ließ das Signal „Fuß" geben — wir hatten ein eigenes Knaben-Signalfendocher — und uns wieder in Front aufmarschieren. Alles freute sich, die preussischen Ulmen verjagt zu haben, und wohlgemuth rückten wir nach dem Feldmarsch wieder in die Anstalt ein. Doch dieser Spas sollte nicht ganz ohne Nachspiel bleiben. Am nächsten Morgen, kurz nach 6 Uhr, wir saßen gerade noch im Speisesaale und verzehrten unsere Mehlsuppe, da ertönte Trommelwirbel, und durch das Dorf marschirte eine große Truppe preussische Infanterie direkt auf die Anstalt zu. Im Anstaltsbofe machte das Bataillon „Halt, Front!" und der finstere blickende Bataillons-Commandeur verlangte nach dem Anstaltschef. Sofort erschien unser damaliger Direktor B., um nach dem Begehre des Offiziers zu fragen. Der Kommandant erklärte, es sei eine Meldung eingegangen, daß sächsische Truppen auf der kleinen Wafel bemerkt worden seien; die Sachsen hätten sogar auf preussische Reiter geschossen, der Anstaltsdirektor müsse also wissen, wo die Truppen stünden, denn die Anstalt müßte von ihnen beim Marsche berührt worden sein. Unser Direktor wußte wohl von unserem Feldmarsch, aber nichts von unserer Helbenthat, und versicherte, von der Anwesenheit sächsischer Truppen keine Kenntniz zu haben. Der Major aber glaubte seinen Worten nicht und dadurch wurde die Sache ungemüthlich. Schließlich mußten alle Beamten vor dem Major antreten, und wir Jungen wurden in zwei Gliedern vor dem Bataillon aufgestellt. Unser Inspektor merkte erst jetzt, um was es sich handelte, meldete dem Major: „Herr Major, das sind meine Jungen gewesen!" und erzählte nun den Vorfall. Sofort mußten wir unter Aufsicht eines Offiziers unsere „Gewehre" holen, und der Major lachte schließlich hell auf, als er die Ungefährlichkeit derselben sah. Unser Inspektor mußte uns nur einige militärische Exercitien machen lassen, der Major sprach uns seine Anerkennung für unsere Leistungen aus, der Inspektor kam mit einer Nase davon und das Bataillon rückte unter Trommelschlag wieder aus dem Hofe hinaus. Das Beste von der ganzen Geschichte aber war, daß unser Direktor vor Aufregung keine Schule halten konnte und die Anweisung gab: „Die Knaben sind im Garten zu beschäftigen.“

\* Eine verkannte Kaiserstochter. Eine Frau Chausseot in Paris sucht seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit auf sich lenken, indem sie die im Hotel Continental wohnende Erzherzogin Eugenie mit „eingeschriebenen" Briefen bestirmt, welche sie zugleich der Presse mittheilt. Diese Frau Chausseot, Kaffirerin in einem Restaurant des Faubourg Saint-Denis, verpflichtet sich dadurch die Reporter in dieser Sauvengutkenseit zum großen Danke; denn sie werden von ihr gnädigst empfangen und mit allen Einzelheiten in ein Staatsgeheimniß eingeweiht. Frau Chausseot, eine sehr stattliche und nicht unschöne Person, zeigt ihren Besuchern etwas wie eine eingebrannte Krone, die sie unter dem Kinn trägt, dann an der linken Hand ein T und endlich an einer andern Stelle sogar einen Kaisermantel mit Wien. Das T, behauptet sie, soll Tede bedeuten, der Mädchennamen der Kaiserin Eugenie, Krone und Mantel erklären sich da von selbst. In den Standesregistern ist Frau Chausseot als die Tochter einer Hebeamme zu Courtry in der Nähe von Compiègne eingeschrieben; aber sie will ganz bestimmt wissen, daß sie während einer Hezjagd im Walde von Compiègne zur Welt kam, und daß keine Geringere als die damalige Kaiserin der Franzosen — es war im Jahre 1854 — ihre Mutter ist. Im Laufe der Zeit erhielt das Mädchen zahlreiche Beweise des Antheils, den die Kaiserin an ihrem Schicksal nahm. Noch nicht fünfzehnjährig wurde sie „mit besonderer Dispensation des Kaisers" an einen Eisenbahnbeamten vermählt, von dem sie sich trennen mußte. Später heirathete sie einen Beamten der Tabakmanufaktur, und jetzt erst erfuhr sie näheres über ihre Herkunft. Frau Chausseot hatte nichts Eiligeres zu thun, als sich bei einem Staatsanwalt zu erkundigen, wie sie es anstellen mußte, um die Verchtigung ihres Civilstandes durchzusetzen; aber sie erreichte auf dem angedeuteten Wege nichts. Nun wandte sie sich abwechselnd an die Kaiserin Eugenie selbst und an die Königin Viktoria, aber immer ohne Erfolg. Als sie 1882 hörte, die Kaiserin wäre zu Besuch bei ihrer Verwandten, der Herzogin v. Clouchy, begab sich Frau Chausseot nach Clouchy bei Creil, wurde jedoch nicht vorgelassen. Der alte Krouber, dem sie sich in Paris anvertraute, schien erschrocken, als er ihre Mittheilungen hörte, meinte dann aber: „Die Kaiserin war in der That hübsch genug, um . . ." Frau Krouber sagte die Sache anders auf: sie drohte der Besucherin, es würde ihr schlimm ergehen, wenn sie nicht reinen Mund hielte, und da sie natürlich nicht reinen Mund hielt, trennte sich ihr zweiter Mann von ihr, wie Frau Chausseot behauptet, nachdem er versucht hatte, sie zu vergiften. Im Hotel Continental wurde sie seit einer Woche beständig abgewiesen, bald von dem ehemaligen Oberstaatssekretär Raimbeau,

bald von Herrn Franceschino Pietro, was sie vermehren in Aufregung verriet, daß sie bei dem Polizeikommissar des Vendome-Quartiers Schutz suchte. Dieser aber erklärte, er könne doch die Gräfin de Pierrefonds nicht zwingen, Gatte zu empfangen, die sie absolut nicht sehen wolle. Dafür muß diese sich nun durch eingeschriebene Briefe belästigen lassen.

\* **Der Prinz von Wales**, dieser sehr elegante, sehr lebenswürdige, sehr lustige ewige junge homme von fünfzig Jahren ist den Franzosen sympathisch, und es thut ihnen leid, daß er jetzt durch den Prozeß Cumming in die Klemme gerathen ist. „Er ist mehr Franzose als Engländer“, sagte einst Bonlangier, nachdem er mit ihm im Café Bignon geträufelt. Gambetta ging nicht so weit. Als nach dem berühmten Frühstück, zu dem der Prinz den französischen Volksmann eingeladen, dieser von seinen Freunden mit Fragen bestürmt wurde: „Nun, wie war er? Wie ist er? Was sagte er? Was halten Sie von ihm?“ — da entgegnete der dicke Staats- und Lebemann philosophisch: „Im Eifer kann ich es mit ihm aufnehmen, obwohl er eine gute Klinge schlägt. Aber im Trinken bin ich der reine Waisentnabe gegen ihn. Der trinkt Bismarck unter den Tisch!“

\* **Eine gefälschte Reliquie**. Die Tschechische Ausstellung in Prag hat auch eine sog. „retrospektive“ Abtheilung mit historischen Objekten. In dieser Abtheilung befand sich bis vor kurzem ein Schwert, welches als dasjenige bezeichnet wurde, womit am 21. Juni 1621 vor dem altstädtischen Rathhause in Prag vierundzwanzig böhmische Herren, Ritter und Bürger, wegen der Theilnahme an dem Aufstande des Jahres 1618 und an der Königswahl Friedrichs von der Pfalz entthront worden seien. Es ist natürlich, daß dieses Schwert als eine historische Reliquie von den Tschechen mit großer Pietät betrachtet wurde. Vor einigen Tagen verschwand aber dieses Ausstellungsobjekt plötzlich von seinem Platze, und die „Narodni Listy“ behaupteten, es sei auf Verlangen einiger Feudalen entfernt worden, deren Gewissen sich durch den Anblick dieses Schwertes beunruhigt gefühlt hätte, weil ihre Ahnen an dem damals in Prag abgehaltenen Blutgerichte sowie an der damit verbundenen Konfiskation und gewaltigen Katholisirungen theilgenommen hatten. Nun wird aber den „Narodni Listy“ zur Aufklärung mitgetheilt, daß das demkwürdige Schwert einfach deshalb aus der Ausstellung entfernt worden sei, weil es eine — Fälschung ist. Auf der Klinge sind nämlich die Namen der damals Hingerichteten und die Inschrift: „Die letzte unglückliche Arbeit war am 21. Juni 1621“ mit den Initialen des Namens des Scharrichters C. M. eingravirt. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Namen und die Inschrift erst im vorigen Jahrhundert auf die Klinge des Schwertes gravirt wurden, welches gar nicht das damalige Richtschwert sein konnte. Bei der Hingerichtung am 21. Juni 1621 ist überdies, wie urkundlich beglaubigt ist, nicht ein Schwert, sondern es sind vier Schwerter von dem Scharrichter Mydlarz benutzt worden. Die Klinge des ausgestellt gewesenen Schwertes ist auch viel zu leicht, dünn und biegsam, als daß es je als Richtschwert dienen konnte, und überdies ist die Namenszeichnung auf der Klinge unrichtig, indem der Name eines Opfers, des Peter Dvorzedy, fehlt, wogegen der Bürger Johann Kutnaur v. Sonnenstein angeführt ist, der nicht entthront, sondern gehängt wurde. Das Schwert soll erst im vorigen Jahrhundert angefertigt worden sein. Alle diese Umstände sind übrigens dem Ausstellungs-Comité bekannt gewesen, und dasselbe sucht sich nun durch die Erklärung zu rechtfertigen, daß es das Schwert nur als Waffenstück ausgestellt habe und die Klingenseite mit der falschen Inschrift gegen die Wand gefehrt worden sei. Vom Publikum ist es aber im guten Glauben als nationale Reliquie und als Blutzug des nationalen Martyriums betrachtet worden. Uebrigens hängt in der historischen Abtheilung der prager Ausstellung jetzt noch ein angebliches Panzerhemd Biska's, dessen Echtheit mehr als zweifelhaft erscheinen muß, da es wohl eine Arbeit des 15. Jahrhunderts, aber mit dem Namen eines deutschen Waffenschmieds, Hanns Franck, versehen ist, während man andererseits weiß, daß alle Waffen- und Rüstungsstücke Biska's schon in früheren Jahrhunderten verloren gegangen und gestohlen worden sind. Es ist auffallend, daß gerade in Böhmen so viel mit historischen und literarischen Fälschungen gearbeitet wurde, als es sich um die Weckung und Wiederbelebung des nationalen Bewußtseins im tschechischen Volke handelte. Fälschungen kamen allerdings überall vor, aber meist nur zu geschäftlichen Zwecken, und man hat sie nirgends als nationale Heiligthümer behandelt, sondern beiseite geworfen, wenn die Täuschung erwiesen war.

\* **Eine lebenswürdige Sitte**, gegen deren Verpflanzung nach Deutschland unsere Künstler gewiß nichts einzuwenden haben würden, besteht in Kopenhagen. Derjenige Künstler des Dagmar-Theaters, welcher während der Saison beim Publikum den reichsten Beifall gefunden hat, erhält von den Abonnenten als Ehrenlohn ein Reise-Stipendium. Durch Abstimmung wird jedesmal die Preisverleihung festgesetzt. In diesem Jahre ist der junge Held und Liebhaber Martinus Nielsen der Glückliche, ein

Künstler, der namentlich durch seine Schöpfungen, an Daudets „Kampf ums Dasein“ und Sardous „Thermidor“ bei den Kopenhagenern viel Bewunderung erregt hat.

\* **Vändlich sittlich**. Wirth: „Was wär' dem Herr lieb?“ — Hans: „O, saget mer doch mit Herr, i bi fet Herr!“ — Wirth: „Ach, näht mer das nit übel, es ist halt hie der Bruch, daß me ame jede Lumppebund Herr seit.“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Ueber eine interessante neue Entdeckung theilte in der Pariser chemischen Gesellschaft Lepierre folgendes mit: Giebt man geschmolzenen Schwefel auf ein mit Tinte oder Graphit beschriebenes Blatt, so überträgt sich die Schrift auf den Schwefel und letzterer zeigt nach dem Erkalten einen umgekehrten Abdruck der ursprünglichen Schrift. Weintag es, ohne daß die Schriftzüge verleht werden, die übrigen Theile zu entfernen, sobald erstere erhoben hervortreten, so ist es nicht ausgeschlossen, daß sich die Steindruckerei dieses Verfahrens bedienen wird.

— Einer Mittheilung, daß auf der Internationalen Kunstausstellung in Berlin bis jetzt Werke im Werthe von 290,000 M. angekauft worden, fügt die „Nat.-Z.“ hinzu, daß diese Zahl nur die Ankäufe durch Private betrifft. Denselben fällen sich noch die Ankäufe für die Ausstellungs-Lotterie im Betrage von 400,000 M. hinzu.

— Die Oper „Spartacus“ von Platania ist für das königliche Opernhaus erworben worden sei. Die Oper hatte bei der Premiere in Rom einen großen Erfolg.

\* **Antike und moderne Gymnastik**, vergleichende Betrachtungen und Vorschläge von S. Widenhagen, Gymnasiallehrer zu Rendsburg. Wien, 1891. 80. 127. U. Fischlers Wittwe & Sohn. — Ein trefflicher Beitrag zur Literatur des Turnwesens! Daß nirgends die Harmonie von Körper- und Geistesausbildung inniger war als im alten Hellas, besonders in Athen, wird im Hellen, stoffdurchdringenden Zügen durch Hinweise auf Mythologie, Homer, nationale Wettspiele wie durch Citate aus Plato, Aristoteles u. v. dargelegt; der ideal gerichteten und doch physische, ethische, intellektuelle Erziehung zugleich erstrebenden Gymnastik der Griechen wird die reale, soldatische der Römer als einseitige und weniger nachahmungswürthe gegenübergestellt, doch mit Hervorhebung ihrer gewaltigen militärischen Erfolge. Es wird des Verfalls antiker Leibesübung und der großen zeitlichen Kluft gedacht, durch die das friedlich und bescheiden geführte Christenthum die Neuzeit vom klassischen Alterthum trennte. — Unter den neueren Bestrebungen werden zunächst diejenigen Englands in ihren Vorzügen gemüthigt, doch auch ihre Mängel (leidenschaftliche, sportmäßige Abrihtung, Training, verbunden mit Vernachlässigung geistiger Ausbildung) getadelt und erwiesen, daß der deutsche Turnlehrer mit den ihm gebotenen Geräthen bei richtiger Methode völlig ausreichende Erfolge erzielen kann. Hier sind besonders treffend die warmen Worte gegen die jüngst mehrfach laut gewordene Forderung militärisch organisirten Turnens, sie zeugen von dem feinen Verständniß eines mit der Sache wohl Vertrauten gänzlich verschieden vom unerbittelichen soldatischen Willen sei die menschenfreundliche, Lust und Muth weckende Methode des Turnlehrers. Dieser wird auf die jugendfrohe Art des Schülers eingehen und dabei zugleich die aufmunternden Beispiele körperlicher Kraftleistung aus Geschichte, Sage und Dichtung nutzbar machen. Sehr wünschenswerth ist es, daß sein Streben von Seiten der Erwachsenen gefördert wird, von den Studenten, die in bescheidenwerther Gleichgiltigkeit gegen das Turnen sich nur zu oft dem eiteln Mensurpauken und dem absondernden, das Stubertum fördernden Verbindungsweisen hingeben, wie von gebildeten Herren in Amt und Würden, die auch im Mannesalter in turnerischen Uebungen Erholung und Stärkung suchen und für die gleiche Ausbildung der Jugend sich viel mehr erwärmen sollten. Zu diesem Zwecke mögen sich Discomite's bilden, die sich dann in einem allgemeinen Verein zur Pflege des Spiels und der Leibesübungen mit dem Sitz des Ausschusses in Berlin zu vereinigen hätten. Am Schlusse werden noch einzelne beachtenswerthe Winke für den Turnlehrer gegeben über Turnleitung, Dispenationsformulare, Vorturner, Hilfsstellung, Wettturnen u. v. Es ist ein besonderer Vorzug der gediegenen Arbeit, daß eine an die Betrachtung der antiken Gymnastik anschließende Vergleichung des Einit und Jetzt gewissermaßen das Leitmotiv des Ganzen bildet und zu recht fruchtbaren Gedanken anregt.

\* **Rechenbuch für Fortbildungsschulen** von F. Schürmann und F. Windmüller, Lehrern an der Fortbildungsschule in Offen. 1. Theil. 108 Seiten gr. 8. Preis dauerhaft gebunden 1 M. Verlag von G. D. Wädeler in Offen.